

# Tauber-Zauber und fauler Zauber

Mythos Tauber: Nicht nur ein besonderes Kapitel in der Chronik des Gesangs, der Schallplatte und der Operette, sondern ein Stück deutscher Mentalitäts- und Gesellschaftsgeschichte. Jürgen Kesting über das Buch von Michael Jürgs.

Werft auf die schlechte Musik euren Fluch“, notierte Marcel Proust, „aber nicht eure Verachtung. Je mehr man sie spielt, desto mehr füllt sie sich mit den Träumen, den Tränen der Menschen. Ihr Platz ist sehr tief in der Geschichte der Kunst, ungeheuer hoch aber in der Geschichte der Gefühle.“ Das war mehr als ein Aperçu, vielmehr der Leitsatz einer „Ästhetik von unten“. Ihr eigen ist ein Doppelblick, der sich auf die heraufziehenden Produktionen der Unterhaltungskunst einstellt.

„Schön ist die Welt“ lautete der Titel einer 1931 uraufgeführten Operette von Franz Lehár, die im zweiten Vers ihrer Leitmelodie ihr Versprechen widerrief: „Schön ist die Welt, wenn das Glück dir ein Märchen erzählt.“ Die Hauptpartie war, wie schon in einigen anderen Operetten des Komponisten, auf Richard Tauber zugeschnitten. Der Hamburger Journalist Michael Jürgs, vormals Chefredakteur des „Stern“, entdeckte den oft beschworen Tauber-Zauber bei einer Veranstaltung in einem Hamburger Theaterchen. Mit einem glänzenden Gespür für aktuelle Themen ausgestattet, witterte er rasch, daß sich hinter dem Gebrauchs-Mythos Tauber ein Stück deutscher Mentalitäts- und Gesellschaftsgeschichte verbarg.

Thema seiner gründlich recherchierten, in Reportage-Form mit vielen 0-Tönen und wörtlichen Dialogen abgefassten Biographie ist denn auch weniger der oft und zu Recht gerühmte Sänger als der von Millionen auf narzisstische Weise verklarte Star. Der Autor macht keinen Hehl daraus, dass er für die Herz-und-Schmerz-Musik mehr Verständnis aufbringt als für deren Kritiker wie Karl Kraus, der Taubers Auftritte als „kotzenswürdig“ empfand und Lehárs Operetten als „Gehirnschan-



## Freuds Therapie schlug nicht an

de“ verfluchte. Dass das Publikum, das sich in diesen Stücken seinen Träumen überließ, vielleicht doch nicht so naiv war, wie die Kritiker meinten, zeigt sich an dem fassungslosen Staunen von Ernst Bloch darüber, dass dasselbe Publikum in die „Dreigroschenoper“ strömte. Ist es heute anders?

Natürlich sind viele Fakten bekannt: dass Tauber unehelich geboren wurde, seine Stimme zunächst mit einem „Zwirnsfaden“ verglichen wurde, der Aufstieg zum ersten lyrischen Tenor an der Staatsoper Dresden, der mit einer Konventionalstrafe erkaufte Absprung nach Wien – und endlich die Karriere des hochge-

schätzten Mozart-Sängers, der als Paganini, Sou-Chong, Zarewitsch und Goethe zum Idol wurde: famillionär mit den Größen des Films und ganz intim mit den Zehntausend im Sportpalast, wo er, Monokel im Auge und den weißen Seidenschal um den Hals, jene Tauber-Lieder sang, die als Zauber-Lieder bewundert wurden. Er mag sie zuweilen mit sentimental Effekten durchtränkt haben, und doch hat er gerade durch diese Lieder, wie Michael Scott betonte, seine Gesangkunst erneuert.

Weniger bekannt war wohl, dass der Sänger, der auf der Bühne die erhabenen Liebesdramen darstellte, in seinem privaten Leben die alltäglichen erlitt. Er fiel auf eine Wiener Operetten-Soubrette herein, die sich – wie sich die Zeiten gleichen – gern im Umkreis von Stars sichten ließ. Er nannte sie, wie alles, was ihn entzückte, schmusig „Schnappula“ und merkte nicht, dass sie auf dem Trittbrett seines Ruhms ins Wohllieben fahren wollte. Er stellte ihr sogar frei, sich bei anderen Männern das zu holen, was er nicht bieten konnte – er litt unter der traumatischen Angst, durch Sex die Stimme zu verlieren oder krank zu werden.

Erst 1938, nach der teuer erkauften Scheidung, wurde er therapiert. Was selbst Sigmund Freud, auf dessen Couch er sich gelegt, nicht vermocht hatte, schaffte die Schauspielerin Diana Napier. Sie spielte ihm vor, seit ihrer Kindheit unter ähnlichen Ängsten zu leiden und provozierte damit seine Männlichkeit. Die in der Jugend ausgelassenen Sünden hat er danach wohl nachgeholt.

All das wird nicht aus Voyeurs-Perspektive berichtet, sondern als die dunkle Seite eines im Licht der Scheinwerfer geführten Lebens. Dessen Ende war bitter. Tauber

geriet in die Mühlen der Zeitläufte. Nach einem Abendessen im Kempinski wurde der „Judenlummel“ von Nazi-Schergen zusammengeschlagen. Der Umschwärme („Ich bin der Tauber!“) wähnte, beim Führer protestieren zu können, merkte aber rasch, dass er sich absetzen musste.

1934 sang er an der Wiener Staatsoper in der Uraufführung von Lehárs „Giuditta“ – ein großer Erfolg für ihn und kein

geringer für die Abendkasse. 1938 floh er nach England. Es blieben ihm noch zehn Jahre eines langsamen Abstiegs in Verschuldung und Krankheit. Am 27. September 1947 sang der krebserkrankte Sänger an der Covent Garden Opera beim ersten Gastspiel der Wiener Staatsoper den Don Ottavio in Mozarts „Don Giovanni“ – mit halber Lunge. Auf der CD, die dem Buch beiliegt, ist ein Auszug aus dieser Auf-

führung zu hören. Am 8. Januar 1948 ist Tauber in London gestorben.

**Michael Jürgs:** Gern hab, ich die Frau'n geküßt. Die Richard-Tauber-Biographie. Mit CD. List-Verlag, München 2000. 432 Seiten, DM 49, 90

# Nicht nur Musik

Im Jahr seines 80. Geburtstages legte Isaac Stern seine Autobiographie vor. Auf den Leser wartet nicht nur ein spannender Erlebnisbericht aus einem prall gefüllten Künstlerleben sondern auch eine Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte.

Anders als etwa Yehudi Menuhin, der sich in einer Vielzahl von Büchern ausführlich über Musik und allgemeine Lebensfragen verbreitete, ja, daraus sogar eine eigene Philosophie entwickelte, zeigte sein fast gleichaltriger Kollege Isaac Stern weit weniger literarische Neigungen. Nun aber liegt sie auf über 400 Seiten vor – die Lebensgeschichte eines der aktivsten und einflussreichsten Musiker des 20. Jahrhunderts, aufgeteilt in 28 Kapitel und eine „Coda“. Da Stern nie in Deutschland konzertiert hat und nur über seine vielen Schallplatten präsent war, ist dieses Buch von besonderem Interesse. Finden sich darin doch auch, für manchen vielleicht nicht genügend

Sterns Wirkungsfeld weitete sich früh immer mehr über das eigentliche Musikmachen hinaus. „Der Kampf um die Rettung der Carnegie Hall war ein Wendepunkt in meinem Leben. Er brachte Dinge in mir zum Vorschein, von denen ich bislang nichts gewusst hatte. Ich konnte eine Versammlung von Menschen auch durch Worte bewegen und nicht nur durch Musik; ich hatte die instinktive Gabe, geschickt auf den tückischen Gewässern der Politik und der Macht herumzusegeln...“

Auch das war und ist Isaac Stern – nicht nur der Geiger mit besonderem Charisma, sondern auch ein Taktierer der Macht mit reichen Erfahrungen auf dem diplomatischen Parkett – und entsprechendem Durchsetzungsvermögen. Seine Reisen nach Israel, in die Sowjetunion und nach China erregten Aufsehen, sie hatten nicht selten politische Begleitmusik.

Stern ist kein Philosoph, kein Literat und kein Intellektueller. Sondern ein Mann, der die Musik und sein Talent als Geschenk annahm, um es weiterzugeben. Ein Mann, der mit beiden Beinen im Leben steht, der die Dinge immer pragmatisch anging, der genießen konnte und dem es nie an Humor fehlte. Und der rückblickend bereit ist, auch Schwächen und Fehler zuzugeben. Von privaten Schwierigkeiten und persönlichen Gefüh-

## Geschickter Umgang mit Politikern

plausible, Begründungen für die konsequente, lebenslange Abstinenz des Geigers von deutschen Konzertsälen. „Mein tiefstehendes Wissen um die grauenvolle und unmenschliche Nazizeit macht es mir unmöglich, mich liebevoll mit einem Publikum aus deutschen Zuhörern zu unterhalten. Das ist meine ganz persönliche Bürde...“ Entsprechend distanziert klingen auch Sterns Äußerungen über Wilhelm Furtwängler.



len erzählt er, die Grenzen während, erstaunlich offen.

Die deutsche Übersetzung des vermutlich vorwiegend auf Tonbandaufzeichnungen beruhenden Textes überzeugt nicht ganz. Ein Register ist zwar vorhanden, aber zur besseren Orientierung wäre auch ein Inhaltsverzeichnis sinnvoll gewesen. Insgesamt jedoch eine empfehlenswerte, kurzweilige Lektüre nicht nur für Violinenthusiasten.

Norbert Hornig

**Isaac Stern** (mit Chaim Potok): Meine ersten 79 Jahre. Aus dem Amerikanischen von Peter A. Schmidt. Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach 2000. 447 S., DM 44,-